



PETER GEIMER | VALENTIN GROEBNER

EINSAMER AUFTRITT
Gehen Sie eigentlich gerne zu Vorträgen?

Vortrag an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig

erschienen im Institut für Buchkunst Leipzig 2006

was TUT ein Vortragender?

Momentaufnahme 1, Theorie. Er ist Privatdozent mit scharf gebügeltem blauem Hemd und einem grauen Anzug, fleischig und blaßblond, westfälischer Zungenschlag, und er sieht während des Vortrags sein Publikum nicht an. Zu Beginn sagt er, daß er aufgrund der ihm zugemessenen knappen Zeit an diesem und auch an jenem Abschnitt seines Vortrags kürzen müsse [es schwingt ein leichter Vorwurf an die Veranstalter mit]. Als er dann zu reden beginnt, passiert etwas mit ihm. Er verfärbt sich allmählich rötlich, zuerst am Halsansatz [Plotin], dann um die Ohren herum [Francis Bacon], er redet sich in Temperatur. Als er bei Kant angekommen ist, ist sein Gesicht blaßrot gesprenkelt, und er beginnt sich mit dem Oberkörper schüchtern hin und her-zudrehen. Sein Vortrag ist trotz der Kürzungen etwas lang: Ob jetzt Erkenntnis etwas Zusammengesetztes oder noch zu Bearbeitendes sei, bleibt zwischen Plotin, Bacon, Kant ein bißchen unentschieden. Auch die Stühle im Saal geraten nun in Bewegung. Oberkörper werden gedreht, Köpfe aufgestützt, und man lacht dankbar bei jeder farbigen Metapher und jedem Zitat. Sein Vortrag ist mit Fußnoten geschrieben, sehe ich von meinem Platz aus, das ist kein gutes Zeichen in Bezug auf die Redezeit [ich habe die schlechte Angewohnheit, aufs Manuskript zu schielen, wieviel Seiten es denn noch sind], aber er endet dann abrupt mit der Warnung, sich nicht zu sehr auf die Metapher zu verlassen. Er ist leicht außer Atem geraten, und die Diskussion wird eröffnet. Als ihm ein anderer Vortragender in der Widerrede auf seinen Einwurf mit Gadamer kommt, sagt er im Brustton der Überzeugung: »Also ich bitte Sie, ICH bin hier der Philosoph.«

[P.G.] Januar 1996, eine kunsthistorische Tagung in Köln — mein erster wissenschaftlicher Vortrag vor einem größeren Publikum. Von dieser Veranstaltung bleibt mir vor allem die Gegenwart zweier Personen in Erinnerung. Beide stellen auf ihre Weise

denkbar unterschiedlichsten Eigenschaften und Motivationen.

Die erste Person ist ein Fachkollege, seit ein, zwei Jahren habilitiert, auf der Suche nach einer Professur und in dieser Suche allmählich schon ein wenig ungeduldig geworden. Eine der Thesen meines Vortrags, daß es nämlich gerade die Zerstörung der antiken Werke und die unvermeidliche Verspätung des Historikers sei, die eine Geschichte der Kunst überhaupt erst möglich mache, ist bei dem Fachkollegen nicht gut angekommen. Er fragt aber nicht nach dieser These, sondern nimmt einen Umweg. Als ich geendet habe, meldet er sich zu Wort, nimmt das Saalmikrofon und fragt mich, ob ich ihm wohl erklären könnte, worin meiner Ansicht nach der Unterschied zwischen einem *Capriccio* und einem *Pasticcio* bestehe? Die Frage besteht nur aus einem einzigen Satz, und in dieser Knappheit liegt ihre Schärfe und ihr Biß — keine wohlwollende Einkleidung der Rede, keine Geste der Kollegialität, einzig die knappe, zugespitzte Frage. Was mir da aus der vierten Reihe des Auditoriums entgegenkommt, ist genau genommen keine Frage, sondern ein Pfeil, ein eiskalter Luftzug aus der Tiefenschicht einer akademischen Biographie. Vor allem aber: Hier fragt jemand, der die richtige Antwort auf seine Frage selbst schon sehr genau kennt. Der Frager weiß natürlich längst, was ein *Capriccio* von einem *Pasticcio* unterscheidet. Noch bevor er mit der Frage zu Ende ist, wird mir bewußt, daß ich sie nicht beantworten kann. Ich stehe auf dem Podium, erblicke die Gesichter der Zuhörer, und was ein *Capriccio* von einem *Pasticcio* unterscheidet, habe ich vergessen oder es vielleicht auch niemals gewußt. Ich wiederhole also einfach mein Argument noch einmal, und füge hinzu, daß mir die Frage nach dem Unterschied von *Capriccio* und *Pasticcio* für diesen Punkt nicht so zentral zu sein scheint ...

In Kafkas *Die Prüfung* berichtet der Erzähler: »Er fragte mich einiges, aber ich konnte es nicht beantworten, ja ich verstand nicht einmal die Fragen.« Am Ende aber gibt dieser Frager zu verstehen: »Das war ja nur eine Prüfung. Wer die Fragen nicht beantwortet, hat die Prüfung bestanden.«¹ Die Prüfung vom Januar

seins ersten Vortrag mit dem Umstand konfrontiert, daß jemand Fragen stellt, aber nichts wissen will. Die funkelnden Worte *Capriccio* und *Pasticcio* bildeten eine gelehrte Begriffsoberfläche, durch deren Politur mindestens die folgenden drei Motive hindurchschimmern: Die zehn oder zwölf Jahre Altersunterschied, die mich von dem Fragenden trennen; die Tatsache, daß er habilitiert ist, ich aber gerade erst meine Doktorarbeit eingereicht habe; der Umstand, daß er als Fachmann für das Thema der Tagung gilt, während ich von grundlegenden Unterscheidungen und Definitionen offenbar nur einen lockeren Gebrauch mache. Einerseits ist in unseren kurzen Dialog also ein längerer, mehr oder weniger zutage tretender Subtext eingelassen. Andererseits ließe sich seine Kernbotschaft auch noch stärker reduzieren und etwa auf folgende Kurzform bringen: Der Frager: »Ich weiß, was Du nicht weißt.« Der Antwortende: »Ich weiß es tatsächlich nicht, und spreche deshalb jetzt von etwas anderem.« Solche Art Klartext ist in sozialen Bindungen freilich nur selten zu haben, und so hatten auch hier die beiden Beteiligten den üblichen Weg der indirekten Mitteilung gewählt.

[V.G.] Momentaufnahme 2, Praxis. Die Lehrstuhlinhaberin am Pult, undurchdringlich schwarzgefärbte Haare und ähnlich undurchdringlich dunkle Sonnenbrille, mit breiten Bügeln und Goldrand, die das halbe Gesicht bedeckt. Darunter dunkelroter Lippenstift: eine Panzerung. Sie redet sehr rasch, verweist auf ihre wichtigen Arbeiten vom Ende der achtziger Jahre, die ja nur in Amerika aufgegriffen worden seien, legt im Tempo zu, hin zu Kra-cauer, Benjamin, Metz, Greenblatt, Agamben, sie könne hier nur skizzieren, sagt sie, »das klingt vielleicht paradox«, sagt sie, »aber« — Blick auf die Uhr — »ich kann das jetzt nicht mehr erklären.« In der Diskussion bei Rede und Gegenrede antwortet sie mitzunehmender Lautstärke. Sie kommt sich zuwenig respektiert vor, aber gerade deswegen zeigt sie ihr trotziges Durchsetzungsvermögen.

normaler der eine andere Privatier, dessen Figur der Akteur vieler wissenschaftlichen Tagungen so sehr bestimmt. Er verweist auf die Leistungen der älteren Forschung und läßt bissige Nebensätze über modische aktuelle Schlagworte fallen: Ob seine wortkarge Reserviertheit jetzt Abgeklärtheit oder Kulturpessimismus oder Altersdepression ist, bleibt offen. Der Vortragende, der das hier schreibt, hat gerade die magische Verwandlung vom Privatdozenten zum Lehrstuhlinhaber hinter sich. Grund genug für eine Selbstbefragung. Von wo aus spricht ein Vortragender?

Akademiker haben mit Künstlern gemeinsam, daß sie eine Art Reisezauberer sind. Denn davon handeln Vorträge: vom Beschwören der Geister. »I can call spirits from the vasty deep«, brüstet sich Owain Glyndwr, der bizarre walisische Zauberer in Shakespeares Henry IV, 1: er kann die Geister aus den Tiefen rufen. Das könne er auch, so wie jeder andere, antwortet Hotspur ironisch, »But will they come when you call for them?«²

[P.G.] Die zweite Person, die mir vom Januar 1996 in Erinnerung geblieben ist, stellt gleichsam das andere Extrem zum beschriebenen Typus des feindseligen Fragestellers dar. Hier ist es nicht die Distanz, sondern im Gegenteil eine zu große Nähe und Vertrautheit, die irritiert. Noch während der Moderator mich dem Publikum vorstellt, sehe ich, daß in den hinteren Reihen des Saals soeben ein naher Verwandter aus meinem Heimatort Platz genommen hat. Er hatte beruflich in der Stadt zu tun, und hat seine Ankündigung wahr gemacht, mir auf dem Symposium einen Besuch abzustatten. Mein Verwandter, der zweifellos zum ersten Mal einer wissenschaftlichen Tagung beiwohnt, fühlt sich im akademischen Rahmen sichtlich unwohl. Schließlich ist er auch nur gekommen, um zu erfahren, was aus mir geworden ist und was ich seit Jahren eigentlich treibe. Umgekehrt stellt sein Erscheinen innerhalb des geordneten akademischen Zusammenhangs auch für mich eine Irritation dar. »Das Publikum der Wissenschaftler sind die Wissenschaftler«, schrieb 1974 der Wissenschaftssozio-

ms wiederaufgenommen. »Das Publikum«, so schreibt Luhmann, »gehört nicht zum System.« Das System sind vielmehr »Einheiten von Kollegen, die aufgrund eigener Forschungsteilnahme in der Lage sind, einander in etwa zu verstehen.«⁴ Plötzlich aber ist, verkörpert durch meinen Verwandten, neben dem Fachpublikum noch ein zusätzlicher Adressat im Raum. In seiner Gegenwart schaut meine Vergangenheit mich an. Interessanter aber ist, wie sich die Rolle meines Verwandten systematisieren läßt. In der Begrifflichkeit der Systemtheorie ließe er sich als Beobachter zweiter Ordnung beschreiben, der beobachtet, nach welchen Regeln Wissenschaftler kommunizieren. Aus der Sicht des *inner circle* mögen solche Beobachter als Randfiguren des Tagungsgeschehens erscheinen. In ihrer Gegenwart kann die *scientific community* aber die Erfahrung machen, doch nicht ganz unter sich zu sein. Schon das kurze Erscheinen des Haustechnikers, der den streikenden Overhead-Projektor wieder in Gang setzt, assistiert von den ratlosen Wissenschaftlern, erinnert daran, daß der *inner circle* zugleich auch ein Außenposten ist, eine hochspezialisierte Schar.

[V.G.] Außenposten können ungemütliche Orte sein — mit oder ohne Publikum. Wie viele Vorträge haben Sie in ihrem Leben schon gehört? Wenn Sie länger an einer akademischen Institution mittlerer Größe waren, dann würde ich sagen: fünf auswärtige Gastvorträge pro Semester, also zehn im Jahr. Dazu kommen solche, die nicht von Ihrer eigenen Institution organisiert werden, die Sie aber besuchen, weil es Sie interessiert oder der Sprecher eine berühmte Person ist — nicht ganz so häufig: noch einmal fünf pro Jahr. Dazu kommen Konferenzen. Überschlagsmäßig vier bis fünf pro Jahr, gewöhnlich dauern sie zwei, zweieinhalb Tage, mit sechs Vorträgen am Tag, wenn die Veranstalter gnädig sind. Bei einer mittelgroßen Tagung hört man also 15 Vorträge. Mal fünf, plus die 15, die ich vorher genannt habe, das macht ungefähr

ist, bei mir waren das jetzt so 12, 14 Jahre, dann kann ich mir ausrechnen, daß ich seit meiner Dissertation ungefähr 1000 Vorträge gehört habe.

Da sind die schon abgerechnet, die man sich geschenkt hat, wegen heimlich verlängerter Mittagspause oder wegen dieser plötzlichen, profunden Erschöpfung, die einen an Konferenzen am dritten Tag überfällt: Man kann einfach nicht mehr sitzen bleiben und den akribisch recherchierten Ausführungen über das spätmittelalterliche Nürnberger Armenwesen oder über die Gender-Konzepte bei Michel de Montaigne zuhören. Es setzt eine Erschöpfung ein, die mich auf Spaziergänge in fremden Städten bei schlechtem Wetter schickt oder, schlimmer, auf ratlose einsame Wanderungen in leeren Universitätsgebäuden, wo ich mich dann vor ebenso einsamen Anschlagbrettern und Kaffeeautomaten wiederfinde. Ich ziehe in diesen Momenten die Gesellschaft des Kaffeeautomaten ohne weiteres der des Vortragenden vor, auch wenn ich dabei ein schlechtes Gewissen habe und diese Kaffeeautomaten nie die Geldstücke wieder herausrücken, die ich eingeworfen habe. Ich bin trotzdem froh um die vage Tröstung durch den Kaffeeautomaten, während ich auf dem leeren Gang durch die geschlossene Tür die Stimme des Vortragenden weiter schallen höre, mehr Details zur Nürnberger Armenpolitik. »Sehr geehrte Damen und Herren, ich komme jetzt zu Teil drei meiner Ausführungen. Als 1389 die regierenden Bürgermeister ...« Wer einem Vortrag zuhört, erfährt sehr viel über den oder die Vortragende, unabhängig davon, wovon die Rede ist. Also noch einmal: Was tut ein Vortragender — außer daß er spricht?

[P. G.] Er wartet auf die Reaktionen der Beobachter; denn auch die Teilnahme des Beobachters zweiter Ordnung kann stumm oder lautstark sein. Die größte Herausforderung in dieser Hinsicht sind zweifellos Zwischenrufer. Ich meine hier weniger Einlassungen erboster Fachkollegen als Kommentare Außenstehender,





grundsätzlich in Frage stellen — so etwa an meinem ersten Studienort Bonn jene regelmäßigen Vorlesungsbesucher aus einer nahegelegenen Nervenheilanstalt, die ihren eigenen Weltentwürfen nachgingen und den Gang einer Philosophievorlesung nicht selten mit dem Zuruf unterbrachen, das sei ja alles gar nicht wahr. In einer Typologie des wissenschaftlichen Auftritts müßte auch von diesen externen Beobachtern die Rede sein. Die verschiedenen Gattungen der wissenschaftlichen Tagung und des Vortrags ließen sich geradezu danach ordnen, in welchem Maß sie die Gegenwart solcher Beobachter ermöglichen. Auf der einen Seite der Skala wäre der öffentliche Vortrag an einem bekannten, öffentlichen Ort, an den man sich vielleicht sogar spontan und zufällig finden kann; auf der anderen Seite wären internationale Fachkongresse, meist von einer wissenschaftlichen Gesellschaft organisiert, mit Voranmeldung, Teilnahmegebühr und Registrierung im Tagungsbüro. Das Tragen eines Namensschilds für die Dauer der Tagung ist das Zeichen, daß man all diese Stadien ordnungsgemäß durchlaufen hat, zeigt an, wer man ist und daß man sich rechtmäßig durch die Räume und Flure des Tagungshotels bewegt. Unter Umständen können diese Namensschilder allerdings auch die genannte Umkehrung der Perspektive bewirken. Mitunter erblickt man im anonymen Fußgängerstrom einer Stadt, kleine, versprengte Gruppen von Teilnehmern einer Fachtagung, die beim Verlassen des Tagungsortes vergessen haben, ihre Namensschilder vom Jackett zu nehmen, oder aber sie absichtsvoll in die Öffentlichkeit tragen. Unter freiem Himmel und im öffentlichen Raum wird das Tagungsutensil zur Insignie einer unbestimmbaren Truppe. Im Stadtbild erscheinen die Fachleute jetzt wie versprengte Mitglieder einer esoterischen Gemeinschaft, die sich in Gruppen zu viert oder fünft durch das Dickicht bewegen.

März 2004, eine Tagung über den Physiologen Sigmund Exner [1846–1926] an der Universität Wien. Familienangehörige spielen auch hier wieder eine Rolle, und auch hier bewirkt ihre Gegenwart einen seltsamen Verfremdungseffekt. Diesmal aber sind

Sigmund Exners, die im Zuschauerraum sitzen, darunter ein Urenkel Exners, über 90 Jahre alt. Er ist weder Physiologe noch Wissenschaftshistoriker, hört unseren Beiträgen aber interessiert und aufmerksam zu. Nur ein einziges Mal macht er sein Wissen als Zeitzeuge geltend, als ein Redner eine alte Schwarzweiß-Fotografie an die Wand projiziert und auf dem Gruppenbild einen im Vordergrund sitzenden, weißbärtigen Mann, der dort im dichten Zigarrenqualm eines Kaffeehaustisches erscheint, irrtümlich als Sigmund Exner identifiziert. Die Anwesenheit des historischen Zeugen versieht unsere Beiträge mit einer sonderbaren Kontingenz. Seine persönliche Erinnerung an die Person, über deren Arbeit wir sprechen, scheint die Fachkenntnisse unserer Vorträge zu überbieten. Zwar ist er kein Fachmann, und die bloße Tatsache seiner Verwandtschaft mit Exner reicht selbstverständlich nicht aus, um unsere Thesen irgendwie zu tangieren. Trotzdem spricht man eingeschüchterter als sonst. Der Beobachter zweiter Ordnung kommt diesmal von weither. In den Vortragspausen erzählt er von der Beerdigung seines Urgroßvaters 1926, und als gegen Ende der Tagung — in einem Referat über das von Exner begründete Phonogrammarchiv — von einer alten Wachswalze und durch ein beinahe undurchdringliches Rauschen hindurch von ferne die Stimme des Kaisers zu uns dringt, erinnert sich der Urenkel Exners auch daran. Seine Erinnerung reicht an einen Punkt zurück, von dem unsere Referate von vorneherein abgeschnitten sind. Daß sein hohes Alter ihm erlaubt, an diesen Punkt zurückzugehen, hat etwas Irritierendes. Während wir über eine weit entfernte historische Figur sprechen, sitzt unter uns einer, der diese Gestalt leibhaftig in Erinnerung hat. Für manche der Redner hat diese Verbindung etwas Unheimliches. In einem sonderbaren Umkehrschluß scheint durch diese Augen, die Sigmund Exner noch gesehen haben, nun umgekehrt auch ein Blick aus der historischen Vergangenheit in den Tagungsraum zurückzuschauen, ein historisches Echo des Physiologen, der in Gestalt eines Doubles anhört, was eine Nachwelt von Historikern über ihn zu sagen hat.

Seine Position, vorne, leicht erhöht, läßt sich medizinisch gut bestimmen. Sie ist abgeleitet von den *cancelli*, den gitterförmigen Schranken der römischen Antike, die den Raum des öffentlichen, allgemein gültigen Rechts als einen vom Publikum abgetrennten konstituierten. Auch die Altarschranke im mittelalterlichen Kirchenraum markierte einen solchen erhöhten, nur über eine Treppe zugänglichen Platz zur Verlesung der heiligen Schrift: den Platz des Predigers. Im 13. Jahrhundert entwickelte sich aus den Altarabsperrungen die Kanzlei und aus ihr die Lehrkanzel, wie Cornelia Vismann in einem schönen Buch gezeigt hat. Diese Redeposition der *cancelli* — *cancellare* als versperren — ist im Juristenlatein dann zu *durchstreichen* mutiert, im Englischen zu *cancel* — wegstreichen.⁵ Hier sieht man, in welche Sackgassen eine Etymologie führen kann. Denn wer auf der Kanzel steht, der bekommt für einen Moment [50 Minuten, das kann ziemlich lang sein] das Recht eingeräumt, nichts streichen zu müssen, im Wortsinn ununterbrochen zu reden. Wir haben alle schon Vortragende gehört, die nichts, aber auch gar nichts weggelassen haben, ihre Zwischentitel nicht und auch nicht ihre Fußnoten. Das ist die große glitschige Verlockung des Vortrags: jetzt aber nur ich.

[P.G.] John Cage hat einen anderen Umgang mit dem Nichts vorgeschlagen: nicht nichts wegzulassen, sondern in einer langen, nicht enden wollenden Rede nichts zu sagen. Cages *Vortrag über nichts* will vor allem die Stille zwischen den Worten zum Vorschein bringen: »Ich bin hier«, so beginnt der Redner, »und es gibt nichts zu sagen. Wenn unter Ihnen die sind, die irgendwo hingelangen möchten, sollen sie gehen, jederzeit.«⁶ Natürlich geht es auch in Cages Vortrag nicht einfach um nichts. Die Rede ist von Amerikas jüngster Collegepräsidentin, von Musik und einer Autofahrt durch Kansas in Arizona. Doch hat Cage den Sinn dieser Geschichte so lange zermahlen, daß schließlich nur die pure Tatsächlichkeit und Performanz des Redens selbst zurückbleibt. In

te Einheit des zweiten Teils. [...] Hier sind wir nun ein kleines Stück über den Anfang des vierten großen Teils dieses Vortrags hinaus. Mehr und mehr haben wir das Gefühl, daß ich nirgendwo hingelange. Langsam, während der Vortrag weitergeht, langsam haben wir das Gefühl, wir gelangen nirgendwo hin. Das ist ein Vergnügen, das andauern wird.«⁷ Cage hat sich auch Gedanken über sein Publikum gemacht und sechs Antworten auf mögliche Fragen bereitgelegt. Eine von ihnen lautet: »Das ist eine sehr gute Frage. Ich möchte sie nicht durch eine Antwort verderben.« Aber in späten Fassungen waren nicht einmal diese Antworten mehr nötig: »1949 oder 1950, als ich diesen Vortrag zum erstenmal hielt, gab es sechs Fragen. 1960 jedoch, als ich die Rede ein zweites Mal hielt, begriff das Publikum nach zwei Fragen, was los war, und nahm, da es nicht unterhalten werden wollte, von weiteren Fragen Abstand.«⁸

Innerhalb des akademischen Milieus hat wohl niemand die Performanz des eigenen Redens und Auftretens so sehr thematisiert und ausgetestet wie Jacques Derrida. Er versuche, sich an der Grenze des philosophischen Diskurses aufzuhalten, äußerte Derrida 1967. Zu diesen Grenzgängen gehörte es von Anfang an, auch die als *nebensächlich* oder *äußerlich* geltenden Rahmenbedingungen des Sprechens in die Rede einzubeziehen. Derrida entwickelte seine Vorträge nicht selten von deren Rändern her — ihrem Titel, dem Ort der Rede, den Umständen, die sie veranlaßt haben. »Es handelt sich hier um eine Pflicht: ich muß mich auf Englisch an Sie richten, ich muß Sie auf Englisch anreden [...]« — so heißt es zu Beginn einer Vorlesung, die dann nicht aufhören wird, gerade auch diese akute Sprechsituation des Redners zum Thema zu machen. Der Vortrag *Titel [noch zu bestimmen]* handelt vor allem von den Verstrickungen dieses Titels selbst. In Jerusalem fragt Derrida seine Zuhörer: »Bin ich in Jerusalem? [...] Reicht es hin, physisch, wie man sagt, darinnen zu sein und — ich tue es gegenwärtig — Orte zu bewohnen, die diesen Namen tragen?«⁹ Einen australischen Journalisten erinnerte diese Form der

führung zu geben, *Philosophie zu machen*, live und in einer fremden Sprache. Er hätte sagen können, was der große Soul-Sänger James Brown immer sagt: *Seht mich arbeiten, Watch me work.*¹⁰ Die akademischen Kritiker Derridas sahen solche Auftritte in der Regel als Einbruch des Irrationalen in das Terrain der Vernunft, als haltlose Artistik und unzulässige Vermischung intellektueller E- und U-Kultur. Deren Ausübung lief erklärtermaßen auf nichts Bestimmtes hinaus. Am Ende des Redens sollte jedenfalls kein neues Theorem erscheinen, kein Lehrsatz, der als Destillat vom Ablauf der Rede selbst zu trennen gewesen wäre.

[V.G.] Das ist, zugegeben, ein extremer Fall. Denn wissenschaftliche Rhetorik beruht normalerweise darauf, handhabbare Rätsel zu stellen, die dann vor Publikum in größere Benennungssysteme aufgelöst werden. Das ist der Kommunikationsvertrag, der für das ganze Unternehmen Vortrag konstitutiv ist. Es sind Zuhörer da, auch das ist Teil des Vertrags, denn für sie werden die Geister heraufbeschworen. Die Abmachung besteht darin, daß das Publikum nicht reagiert, bis der Vortragende fertig ist. Zwischenfragen und Zwischenrufe sind ein Bruch der Regeln. Wie jeder Bruch der Regeln ist der zwar erlaubt, aber nicht jedem. Die Beschwörung der Geister im Vortrag nimmt dabei die Form einer Erzählung an. Sie ist sorgfältig um wissenschaftliche Fakten und Zitate als Nicht-Erzählungen herum gebaut. Das erlaubt, mit einer Momentaufnahme zu beginnen, Unverbundenes miteinander zu verknüpfen, Geschwindigkeitswechsel und sogar, die Zeit rückwärts laufen zu lassen. Es erlaubt auch, die Grenze zwischen Belebtem und Unbelebtem zu verwischen: also Dinge und besonders Abstrakta handeln und von sich selbst künden zu lassen.

Bei dieser Beschwörung ist nun das Exzentrische das Normale, denn jeder Vortrag handelt von etwas Doppeltem. Erstens natürlich von seinem angekündigten Thema — vom Zusammengesetzten der Erkenntnis bei Plotin oder von der Nürnberger Armen-

von der Person des Sprechers ab, wenn sich derjenige, der da spricht, mit Hilfe des Vortrags verwandelt. Das läßt sich nur historisch verstehen. Wissenschaftler [und Künstler] waren einige paar Jahrhunderte lang Mönche, bevor sie, an der Wende vom späten Mittelalter zur frühen Neuzeit, zu heiraten angingen. Sie wurden zu Höflingen und Virtuosi. Im 17. und 18. Jahrhundert wandelten sie sich dann in distinguierte bürgerliche Gentlemen und im 19. Jahrhundert in Beamte — sie wurden Professoren.¹¹ Seit ein paar Jahren sollen sie jetzt Unternehmer sein.

Diese verschiedenen Rollen sind im Habitus der Gelehrten am Pult sozusagen eingefroren. Von ihnen stammen die rhetorischen Elemente, die alle in Vorträgen erscheinen: die Predigt vor den Mitbrüdern, das Kunststück vor dem Prinzen, der demonstrativ nüchterne Werkstattbericht vor Kollegen und die Portfolio-Präsentation: *Investieren sie jetzt!* Selbstdarstellung ist dabei in mehreren Varianten möglich: als Impresario [der mit dem protzt, was andere Leute erarbeitet haben], als Kulturpolizist [der um die Arbeit anderer Zäune errichtet und den Zugang kontrolliert] oder als Käferforscher [der vor Publikum mit sich selber über die eigene Arbeit spricht].

[P.G.] Vielleicht ließe sich so etwas wie eine Typologie des Auftritts formulieren. Denn in verschiedenen Bereichen des Wissens und der Künste haben sich sehr unterschiedliche Formen des Auftritts und der Präsentation etabliert: akademischer Vortrag, Lesung, Performance, Projektpräsentation etc. Jedes dieser Formate setzt eigene rhetorische Praktiken, technische Vorkehrungen, Formen des Ein- und Ausschlusses von Personen voraus. So schließen manche Formate — wie beispielsweise das Vortragen von Lyrik — in der Regel Nachfragen, spontane Kritik oder Unmutsäußerungen aus, während bei anderen Formaten der Rede — wie dem wissenschaftlichen Tagungsbeitrag — das Ausbleiben von Fragen und Kritik im Gegenteil als problematisch oder gar peinlich erlebt wird. Offenbar gelten in beiden Fällen

trag für sich stehen kann oder soll. Im einen Fall soll man nur zuhören [und anschließend applaudieren]; im anderen Fall darf man nicht nur zuhören wollen.

Vermutlich sind solche sozialen und performativen Aspekte des Auftritts und der Rede nicht ausschließlich durch sachliche Anforderungen der einzelnen Wissensgebiete und Künste motiviert, und vermutlich werden gerade im Nebensächlichen, in den beiläufigen Strukturen der Rede und des Auftritts auch Traditionen, Wissenskulturen und Auffassungen der jeweiligen Arbeitsfelder erkennbar. Gerade weil solche Regeln und Praktiken sich scheinbar fraglos umsetzen, wird wenig darüber reflektiert. So ist es etwa erstaunlich, daß trotz des ungebrochenen Interesses an Fragen der Visualisierung in den Künsten und Wissenschaften die performative Dimension der eigenen Rede zumeist als blinder Fleck zu verbuchen ist. Gerade auf Tagungen, die einen interdisziplinären Anspruch verfolgen [und etwa künstlerische und wissenschaftliche Beiträge kombinieren], fallen häufig die sehr unterschiedlichen Präsentationsformen und Erwartungshaltungen der Teilnehmer auf. Während auf der Ebene der Absichten und Programme gerne ein inter- oder transdisziplinäres Zusammengehen behauptet wird [Stichwort: *Wissenschaft ist auch Kunst/ Kunst ist auch Wissenschaft*], sprechen die Praktiken des Redens, Zuhörens und Auftretens oftmals eine ganz andere Sprache. Die Trennung von Wissenschaft, Kunst und Wirtschaft hat sich offenbar auch in den Umgangsformen eingeschrieben und lebt dort auf eine Weise fort, die den programmatischen Statements und Absichten zuwiderläuft.

Im Umgang mit technischem Gerät gibt man sich die Aura von Souveränität und Kompetenz oder demonstriert sein Selbstverständnis ganz im Gegenteil durch die Inszenierung von Ungeschicklichkeit. Neue Medien werden in sehr unterschiedlicher Weise aufgenommen. Während beispielsweise PowerPoint-Präsentationen in manchen Disziplinen zum selbstverständlichen Erscheinungsbild gehören, ist ihre Aufnahme in anderen Kontexten durchaus verhaltener. Die kunsthistorische Praxis der

wiederum undenkbar im Rahmen einer dynamischen Präsentation eines Wirtschaftsunternehmens.

Nicht selten aber spielen die Objekte nicht mit. Jena 2004. Wie auf so vielen Veranstaltungen kommt es zum Aufstand der Dinge. Wieder wird deutlich, daß an Tagungen nicht nur die Redner und ihre Zuhörer teilnehmen, sondern auch die sie umgebenden Gegenstände. Sie sind die Requisiten des Auftritts, stumme Vertreter jener Instanz, die Bruno Latour das *Parlament der Dinge* genannt hat. Nicht selten nehmen sie in Form von Störungen am Tagungsgeschehen teil. Die Lampe eines Overhead-Projektors gibt während des Vortrags den Geist auf. Ein Dia fällt in das Innere des Projektors und kann dort nicht mehr aufgefunden werden. In Jena ist es ein mehrfach abgestürzter Computer, der die Teilnehmer der Tagung für Minuten in Atem hält und einen nicht geringen Teil der Redezeit in Anspruch nimmt. Am Rednerpult steht der Vortragende mit Wasserglas, während der Moderator neben ihm versucht, die PowerPoint-Präsentation noch einmal hochzufahren. Auf der Projektionsleinwand sieht man den Cursor nervös über den Bildschirm fahren, bis er plötzlich stehenbleibt und sich nicht mehr bewegen läßt. Neustart. Statt dem Redner, der unterdessen begonnen hat, seinen Beitrag vorzulesen, zuzuhören, starren alle gebannt darauf, was auf der Leinwand als nächstes geschieht. Nicht die Stunde der Wahrheit, die Stunde der Objekte hat geschlagen. Auf dem Bildschirm erscheint nun die Aufforderung: *Bitte Passwort eingeben*. Der Vortragende muß seine Rede unterbrechen und gibt dem Moderator und allen Zuhörern durch das Mikrofon sein Kennwort bekannt. Wien, Oktober 2002. Der Vortragende hat seine PowerPoint-Präsentation beendet, und nun erscheinen für alle gut sichtbar die Icons seines Schreibtischs übergroß auf der Projektionsleinwand. Darunter auch die Datei mit Namen *Rückenübungen.doc*.

Kollegen. Egal ob Leistungsasket oder höfischer Virtuoso, Impresario oder Käferforscher, Wissenschaftler neigen dazu, ein kompliziertes Verhältnis zu ihren *peers* zu haben. Denn um jemand Unverwechselbares zu werden, dessen Name für Wissen, Brillanz und Eloquenz steht, braucht man ironischerweise andere — als Kollegen, Konkurrenten und vor allem als Zuhörer. Jeder hat unglaublich viel von sich und seinen Forschungen mitzuteilen und hat ständig das Gefühl, ihm werde zuwenig zugehört. Darin liegt auch der Grund, daß Redezeiten bei Vorträgen so häufig überschritten werden. Auf dem Planeten Akademia gilt außerdem das Prinzip, daß die große, ernste und eigentliche Wissenschaft immer an einem anderen Ort stattfindet, in Berlin, Paris, Heidelberg oder Berkeley, aber nicht an jenem, an dem sich der Sprecher gerade befindet. Dort ist er nämlich nur durch ein Mißverständnis und gehört eigentlich gar nicht hierhin, sondern nach Berlin, Paris, Heidelberg, Berkeley. [Solange man sich nicht an einem der genannten Orte befindet, dann liegen sie anderswo]. Unterlegt ist dieses Anderswo-Sein noch mit etwas anderem, Unaussprechlichem. Nämlich mit dem Wissen über die begrenzte Relevanz des eigenen Betriebs, der »weichen, warmen Freimaurerei der unnützen Gelehrsamkeit«, wie Foucault so schön geschrieben hat. Wie auch immer ein Vortragender sich präsentiert, er ist geprägt von einer doppelten Bewegung. Er signalisiert Distanzierung [*ich arbeite über GRUNDLEGENDE methodische Fragen und nicht über dieses oberflächliche Zeug*] und gleichzeitig Erlösungswunsch [*Endlich Leute, die meine Arbeit zu würdigen wissen!*]. Kein Wunder, daß die Atmosphäre auf Kongressen oft eine so besondere ist: Autisten-rodéo.

In diesem Ring ist Reden über Theorie und Methode deshalb Reden über Distinktion. Sie bezieht sich immer auf die Position des Sprechers in einem fest in akademische Hierarchien eingebautem System von Anciennität. Unter den verschiedenen männlichen Typen des Vortragenden gibt es die Lehrstuhlbeglückter, die mit 26 schon den imaginären grauen Bart und die gesteierte

haft zur ewigen Adoleszenz verdammten Jungenhaften, die mit ihrer Abwehr-Ironie an der Welternsthaftigkeit der Kollegen kleben bleiben. Diese ganze Historie hat der Vortragende am Hals, ob es ihm paßt oder nicht. Denn wir können Geschichte zwar beschreiben, aber nicht ungeschehen machen: Anciennität ist in akademische Institutionen fest eingebaut. Deswegen das muntere Weiterexistieren der klebrig patronisierenden Redensart von der *jungen Wissenschaftlerin* bzw. vom *jungen Künstler*, und deswegen sind in den Präsentationen ehrgeiziger Nachwuchsleute auch die Verweise auf Theorie als Versprechen auf Radikalität so häufig, das Fuchteln mit politischer oder sexueller Differenz, Trennmittel zum eigenen Patron und Vorgesetzten. Wenn schon über dieselbe Sache in derselben akademischen Institution gearbeitet wird, muß dabei maximale theoretische Unterscheidung zelebriert werden. [*Ich mache das Bewährte*, lautet die Nachricht, *aber auf ganz, ganz neue Weise.*] Der hierarchische Charakter des Systems, das ihn erschafft, produziert im Nachwuchs in Wissenschaft und Kunst den vorprogrammierten Ärger, noch nicht dran zu sein. Daher der gereizte Tonfall ihrer Redebeiträge, auf den die älteren Herren stets vermittelnd-väterlich zu antworten bereit sind. Die lautstarke Überzeugung der Jungen, sie würden nie, nie so wie die komischen Alten werden, ist konstitutiv für die Institution, der beide angehören. Die ebenso lautstarke Berufung auf Theorie ist eine sehr nützliche Methode, die eigene Position und Arbeitssituation nicht thematisieren zu müssen.

In einer spezifisch weiblichen Variante davon, nämlich in der Rolle des Gretchens in Waffen, hat sich ein beträchtlicher Teil der Kolleginnen fest eingerichtet: Nie sind wir so unangreifbar, wie wenn wir von uns selbst als gefährdet und unterdrückt reden. Das ist die akademische Freude an der eigenen Besorgnis, die melancholische Variante des spitzig-apodiktischen Besserwissens als Panzerweste. Es ist interessant zu sehen, wie sich in den letzten Jahren anlässlich von Mittelkürzungen konservative männliche Lehrstuhlinhaber eben diese Tonlage zu eigen gemacht haben. Das ist das lüsterne Begehren, von der Kanzel aus

Weber einmal gesagt, hieße, nicht lernen zu müssen. Die Macht in Akademia — wie in der Kunst — spricht jedenfalls sehr gerne davon, daß sie sich mit der Macht anlege.

[P.G.] In Bornheim bei Bonn unterhält man ein Institut für Rhetorik und Kommunikation. In einem der vielen Ratgeber des Instituts liest man unter Schritt Nr. 3 unter dem Stichwort *Der Zuhörer — das unbekannte Wesen*: »Zu wem werden Sie eigentlich sprechen? Je früher Sie sich über Ihre Zuhörer Gedanken machen, um so besser wird Ihre Vorbereitung sein. Denken Sie an Ihre Zuhörer. Sie werden es Ihnen danken.« Wie das meiste in der Broschüre ist das leichter gesagt als getan. Wie soll man sich seine Zuhörer vorstellen, wenn man nicht weiß, wie viele es sein werden, wer sie sind und wie der Raum aussieht, in dem man ihnen gegenüberstehen wird. Januar 2002, Hebrew University Jerusalem. Ich war noch nie zuvor in Jerusalem, weiß nicht, was genau man an der Hebrew University studiert und wie viele Zuhörer dort wohl zu einem Vortrag kommen. Vor allem weiß ich nicht, wie der Umstand, daß es in diesem Januar in Jerusalem schneit, zu verbuchen ist. Es ist also ganz meiner Phantasie überlassen, wie ich mir den Saal, in dem ich sprechen soll, vorstelle. Am Ende denke ich an einen mittelgroßen Hörsaal mit ansteigenden Reihen, die zu den Rändern hin leer oder gelichtet sind, während es in den vorderen Reihen um das Rednerpult herum eine Verdichtung von Zuhörern — sagen wir dreißig oder vierzig — gibt. Gegen Abend betrete ich das Universitätsgebäude, in der Hand ein ausgedrucktes E-Mail, in dem man mir die Raumnummer mitgeteilt hat. In dem Trakt des Gebäudes, in den es mich führt, gibt es keine Vortragssäle, eher die üblichen Seminarräume. Niemand ist zu sehen. Die Türen der Räume stehen offen, in manchen erscheint eine Putzfrau, die einen großen Wagen mit Mülltüte und Putzutensilien vor sich herschiebt. Als ich die Raumnummer schließlich finde und eintrete, stelle ich fest, daß außer den Veranstaltern und einigen Institutsangehörigen

sein, daß alle Teilnehmer — Moderator, Kommentator, Redner und Zuhörer — in zwei Pkw Platz finden und durch das winterliche Jerusalem davonfahren. Auf dem Rücksitz des Autos überlege ich, in welchem zahlenmäßigen Verhältnis der finanzielle Aufwand zur Zahl meiner Zuhörer stand. Wenn ich das Geld für Reise und Unterkunft überschlage, ist das Ergebnis, daß auf jeden Zuhörer 160 Euro verfallen, weitaus mehr als für ein Rockkonzert.

[V.G.] Und manchmal ist es das auch wert. Zürich, Juli 2003. Ich hatte den Namen des amerikanischen Literaturwissenschaftlers noch nie gehört. Wlad Godzich — »Wie spricht man das aus?« »Call me Wlad«, untersetzt mit Bauch und breitem Nacken, kahlem Kopf und einer markanten Nase. Kollegen von der Kunsthochschule hatten den Vortrag organisiert. Im Titel war vom globalisierten Subjekt die Rede gewesen, aber Wlad fing mit den Schwierigkeiten an, die ihm das neue amerikanische Ministerium für Innere Sicherheit bei der Ausreise gemacht hatte. Dann war er plötzlich bei den Kategorien, mit denen Grammatiker aus Sevilla im 12. Jahrhundert die Modi beschrieben hatten, in denen wir uns auf die Welt beziehen. Und dann ging es um Symbolisierung als eine Technik, *possibilities* anstatt von *actualities* zu manipulieren, die einen in die anderen zu verwandeln und wieder zurück. Weil die Räume der Hochschule gerade renoviert wurden, fand der Vortrag in einer Art Container statt.

An dem warmen Sommerabend waren relativ viele Zuhörer gekommen, die Luft war mäßig, denn die Fenster waren winzig. Als ich aufblickte, hatte sich das Publikum in zwei Gruppen geteilt. Während die einen hin und her rutschten und mit den Nachbarn tuschelten, hatten die anderen angefangen, sich aufgeregt Notizen zu machen, gebannt. Denn Wlad hatte sein Jackett ausgezogen und hatte angefangen, vorne auf der improvisierten Bühne hin und her zu laufen, er hatte sein Manuskript weggeschoben und sagte, Erinnerung handle vor allem von der Wichtigkeit

setzt worden, ein Zeitregime und ausengesteuerter Takt, in dem beschleunigte Körper möglichst synchron miteinander interagieren sollen. Die Gegenwart sei von etwas Imminentem in eine plastische Zone von mehreren Sekunden Dauer verbreitert worden. Mittlerweile hatte ich selbst begonnen, möglichst viel mitzuschreiben, weil sich mein eigener Kopf in Bewegung gesetzt hatte. Es fühlte sich an, als würde der eigene Denkapparat wie ein Rennrad zwei Zahnkränze hinaufgeschaltet, das Hirn beschleunigt. Denn das, was der freundliche untersetzte ältere Herr da sagte, schien mir lauter Lösungen für Fragen zu enthalten, die ich selber nur unvollständig formulieren konnte, aber unbedingt wissen und festhalten wollte: eine ziemlich aufregende Empfindung, ein magisches Instant-Kapieren, und ich schrieb und schrieb und schrieb. Solange der Vortragende sprach, paßte alles mit allem zusammen, und nicht nur in seinem Text, sondern auch in meinem Kopf.

Ich bin hinterher aus meinen eigenen Notizen nicht mehr ganz schlau geworden. Das moderne Subjekt sei wirksam, weil es abwesend sei, hatte der Mann aus Minnesota gesagt. Ich ging nach Hause wie nach vier Tassen starken Kaffee. Das Innere meines Kopfes wurde von einer Art Schaufelbagger bearbeitet, der von irgendwoher große Mengen Material an die Oberfläche förderte, unregelmäßig, aber offensichtlich brauchbar, und ich setzte mich an den Küchentisch und versuchte, das alles festzuhalten. Es hatte mittlerweile nichts mehr mit dem Vortrag zu tun, sondern mit meiner eigenen Arbeit. Denn davon kam die Aufregung. Wovon der freundliche Professor Godzich eigentlich gesprochen hatte, weiß ich nicht mehr. Wie konnte das sein, daß jemand Antworten gab auf Fragen, die doch nur mich beschäftigten? Ich habe mir später zwei seiner Bücher besorgt, konnte aber nichts darin finden, was auf mich auch nur entfernt so wirkte wie sein Vortrag an diesem Sommerabend. Und deshalb würde ich ihn wirklich gerne noch einmal hören.

Aber das ist die Ausnahme. Ich bin vor langer Zeit in Berlin einmal auf eine Veranstaltung zum 60. Geburtstag eines Lehrstuhl-

vorquellenden Augen und, wie mir zugewispert wurde, *mchtigster Mann der deutschen Kunstgeschichte*. Beim Nachfragen stellte sich heraus, daß er vor allem im Verhindern mächtig war. Darin war und ist er Regelfall. Akademische Macht ist grundsätzlich Verhinderungsmacht, potentiell blockierter Zugang zu Qualifikationen. Wie in der britischen Monarchie, von der ein kluger Beamter einmal gesagt hat, ihre Stärke liege nicht in der Entscheidungsgewalt, die sie tatsächlich hat, sondern in der, die sie anderen verweigert. Jeder Vortrag ist um so besser, je mehr er diesem Prinzip widerspricht. Wenn er die Zuhörer nicht an etwas hindert, sondern ihnen etwas ermöglicht — zu denken, zu schreiben, zu sagen. Die Freiheit und das Vergnügen der Geisteswissenschaften bestehen darin, die Möglichkeiten dessen, was ist und worüber wir sprechen können, zu vermehren. Bitte notieren: vermehren.

Damit wären wir wieder bei Shakespeares walisischem Magier angelangt und beim Beschwören der Geister. Seine Nachfahren im selben Dienstleistungssegment legen mir kleine, vielversprechende Ankündigungen in meinen Zürcher Briefkasten. Diese Kollegen tragen allesamt akademische Titel. Professeur Madou, Professor Tiah, Professeur Farihou beseitigen alle dringenden Probleme in den Bereichen *Arbeit, Liebe, Glück* binnen drei Tagen, Diskretion garantiert. Vor allem aber findet sich in diesen Zetteln, stets wiederholt, das Mantra jedes Vortragenden, der Kernsatz dessen, was er tut: »Ich gebe Ihnen die Gründe im voraus.«



Professeur Sande **WAHRSAGER-MEDIUM**

Ich gebe Ihnen die Beweise im Voraus, Löse Ihre Dringenden und diskreten Probleme. Liebe, sofortiges Zur Cheren der beliebten Person. Nehme ihnen alle Negativen Sachen weg. Sex, Krankheiten, Böser Blick Und spezielle Fälle. Bringe Glück im Spiel. Höchste

Diskretion, Versetzung Möglich

Resultat in 3 Tagen 100% Garantiert

Keine Enttäuschung Zahlung nach Resultat

Tel. 078 674 42 04